

8. Schluss

Die Zuschauerinnen und Zuschauer von *Big Brother Schweiz* wurden über die Identität der einzelnen Hausbewohner nicht von einer Soziologin oder einem Soziologen, sondern von einer Astrologin in Kenntnis gesetzt. Hin und wieder durfte allerdings auch ein Soziologe in der Sendung auftreten. Dieser tat sich als ein zeitgeistkritischer Experte für das Phänomen „Fernsehshow Big Brother“ hervor, indem er dieses etwa in einer langen Tradition der „Veröffentlichung des Privaten“ oder – wie auch immer – der „Privatisierung des Öffentlichen“ verortete. Zur Sache selbst, nämlich zu den Mustern der Interaktion sich vormals fremder junger Menschen unterschiedlicher sozialer Herkunft innerhalb eines zwar arrangierten, aber keineswegs inszenierten Settings, die im Übrigen von den Fernsehkameras gänzlich unverzerrt protokolliert wurde, also bestens zu analysieren gewesen wäre, wurde er weder befragt, noch konnte man den Eindruck gewinnen, er könne oder wolle sich zu ihr überhaupt äußern. Auffallend war beispielsweise, dass die Bewohner des Big Brother Hauses ihre diversen Konflikte wiederholt mit der Bekundung „Das bin halt *ich*“, „So bin ich halt“ oder „Ich bin halt so“ beizulegen versuchten. Dabei deuteten sie das, was den Soziologen schon gar nicht erst interessierte, ihr So-und-nicht-anders-geworden-Sein, nicht etwa soziologisch, sondern führten es entweder auf den Einfluss des Sternenhimmels oder auf die Macht der Gene zurück.

Nicht nur im Alltagsdenken, auch für einige Schulbildungen innerhalb der Soziologie scheint es mittlerweile keine Selbstverständlichkeit mehr darzustellen, die Frage, wie einzelne Individuen zu dem wurden, was sie sind, als eine genuin soziologische aufzufassen. Geleitet von der gut gemeinten Absicht, *den Menschen* als ein handelndes, denkendes und fühlendes Subjekt in der soziologischen Theoriebildung zu rehabilitieren, tendieren diese Theorieansätze paradoxe Weise dazu, ihn aus dem Gegenstandsfeld der Soziologie gänzlich herauszudrängen. Es gelte, wird etwa argumentiert, eine bis dahin „objektivistische“, „deterministische“, „strukturalistische“ oder „soziologistische“ Sichtweise zu überwinden und das Individuum wieder mit mehr „Freiheit“, mit mehr „Subjektivität“, mit mehr „Rationalität“ oder gar mit mehr „Autonomie“ auszustatten. Betrachtet man die entsprechenden Neukonzeptionen indes genauer, fällt es bisweilen schwer, in ihnen ein sozial handlungsfähiges und

innerhalb fassbarer gesellschaftlicher Konfigurationen in irgendeiner Weise individuiertes Subjekt überhaupt noch auszumachen. Interessanterweise bringen dieses handlungsfähige Individuum am konsequenteren genau diejenigen soziologischen Schulbildungen zum Verschwinden, die gegenwärtig am lautesten zu dessen methodologischer oder theoretischer Rehabilitierung aufrufen: die *Rational Choice*-Schule und die Vertreter des Individualisierungstheorems.

Auf die Frage, wie er sich im Rahmen seines Ansatzes die Genese individueller Präferenzmuster vorstelle, wird etwa der *Rational Choice*-Theoretiker, der sich rühmt, mit der Hinwendung zu einem „methodologischen Individualismus“ *dem Menschen Vernünftigkeit und Entscheidungsmacht zurückgegeben zu haben*, unirritiert auf ein Diktum Georg J. Stiglers und Gary S. Beckers verweisen, gemäß dem in den Sozialwissenschaften „*de gustibus non est dispuntandum*“.²⁰⁶ Wenn es überhaupt irgendwo Fragen der Individuation resp. der Herausbildung von Präferenzmustern zu erörtern gelte, dann vielleicht in der Psychologie – vielleicht auch in der Biologie oder der Astrologie? – sicherlich aber nicht in der Soziologie. Denn diese habe sich nicht mit der Konstitution der menschlichen Seele, sondern ausschließlich mit den kollektiven Effekten individuellen Handelns zu befassen²⁰⁷ – selbstverständlich unter der aufgeklärten Annahme, dass *der Mensch* von Natur aus „restricted“ und „maximizing“, im konzeptionell besten Falle auch noch „resourceful“, „evaluating“ und „expecting“ sei. Dieser *Mensch* betritt, letztlich unabhängig davon, ob es sich bei ihm nun um einen *homo oeconomicus*, einen *SRSM (Socialized, Role-Playing, Sanctioned Man)*, einen *RREEMM (Ressourceful, Restricted, Evaluating, Expecting und Maximizing Man)* oder um einen *OSAM (Opinionated, Sensitive, Acting Man)* handelt,²⁰⁸ im Rahmen des *Rational Choice*-Ansatzes die Welt als ein formales, geschlechts-, alters- und kulturloses Abstraktum, und es soll der Soziologie angeblich egal sein, wie und unter welchen historischen, räumlichen, gesellschaftlichen und sonstigen Bedingungen er seine spezifischen Vorlieben für vorhandene Dinge herausgebildet hat oder gar neue erfindet. Als von Anbeginn an soziologisch irrelevant erscheint es, sich etwa empirisch für die kollektiven Sinnsysteme zu interessieren, aus denen er seine Gewissheiten, Wertungen und Sehnsüchte bezieht oder gar zu fragen, wie er zu seiner Ausstattung mit Ressourcen gekommen ist, die er wohl größtenteils im Rahmen bereits *vor ihm* existierender Institutionen zum Einsatz bringt.

206 Stigler/Becker (1977).

207 Vgl. hierzu Colemans berühmtes Badewannenmodell (Coleman 1991, Kapitel 1). Eine intelligente Anwendung findet der *Rational Choice*-Ansatz bei der Typisierung „sozialer Dilemmata“ (vgl. Diekmann 1991).

208 Eine Charakterisierung der „Natur“ all dieser homines, ausgehend von der dann eine mehrbändige „Soziologie“ konstruiert wird, findet sich bei Esser (1993).

Bezüglich der Genese dieser *RREEMMs*, *OSAMs* und sonstigen *homines* erfährt man aus der Familiensoziologie des *Rational Choice*-Ansatzes²⁰⁹ bestenfalls, dass ihre Existenz die Folge eines Grenzkosten-Grenznutzen-Kalküls sei – ganz, wie wenn Eltern (und Menschen überhaupt) immer im Voraus schon wüssten (oder zumindest mit einem Wahrscheinlichkeitswert versehen könnten und würden), was ihnen die Zukunft im Allgemeinen und ihre Kinder im Besonderen dereinst bringen werden. Die „Entscheidungstheorie“ des *Rational Choice*-Ansatzes gründet systematisch auf der kategorialen Fehlannahme, in der Zukunft liegende *mögliche* Ereignisse seien bei allen Entscheidungen aus der Perspektive des Hier und Jetzt antizipierbar und die Entscheidung für oder gegen sie entsprechend im voraus begründbar. Oevermann argumentiert überzeugend, dass dies aufgrund der prinzipiellen Offenheit von Zukunft für alle *echten* lebenspraktischen Entscheidungen gerade nicht gilt: „Am Begründungsanspruch kann eine Entscheidung sich später bewähren, oder sie kann daran scheitern. Erst dann wird offenbar, ob sie eine neue materiale Rationalität begründet hat oder als irrational verworfen werden muss. Solange sich das nicht erwiesen hat, ist die Entscheidung weder irrational (denn sie soll ja dort, wo eine rationale Wahl nicht mehr zu treffen war, dennoch Rationalität für die Zukunft sichern) noch rational (denn sie ergab sich ja gerade daraus, dass die eingespielten Rationalitätskriterien versagten).“²¹⁰

Zu der Auffassung, das „So-und-nicht-anders-geworden-Sein“ (Max Weber) individueller Handlungsdispositionen und Denkweisen lasse sich – zumindest heutzutage – *soziologisch* nicht mehr verstehen, kann man freilich auch auf weniger scholastischen Pfaden als denjenigen der neoklassischen Ökonomie gelangen. So werden etwa von den Theoretikern der „Individualisierung“ neuere Befunde der Sozialstrukturanalyse dahingehend interpretiert, dass von milieu-, schicht-, klassen-, geschlechts- oder generationsspezifischen „Prägungen“ beim zeitgenössischen Menschen nicht mehr die Rede sein könne, weil sie sich in den Daten schlicht nicht mehr zeigten. Wir hätten es gegenwärtig mit einer „Verflüssigung“ oder „Entstrukturierung“ des Sozialen zu tun, was dem einzelnen Individuum die Freiheit zurückgebe – und es gleichzeitig unter den Zwang setze – sich selber zu erfinden und unabhängig von gesellschaftlichen Vorgaben ein selbstbestimmtes, im Jargon von Ulrich Beck „eigenes“ Leben zu führen. Um – was ausgehend von derartigen Interpretationen ja durchaus eine gewisse Folgerichtigkeit besäße – im Gegenzug die eigenen Unternehmungen nicht einstellen zu müssen, rekurriert die neuere Sozialstrukturanalyse

209 Vgl. insbesondere die einschlägigen Arbeiten Gary S. Beckers (1976).

210 Oevermann (2000: 131).

auf den soziologischen „Milieu“-Begriff.²¹¹ Ob es sich freilich bei ihren „Milieus“ um in der sozialen Welt real vorfindbare sozialmoralische Entitäten handelt oder um bloß statistische Artefakte zur Klassifizierung von Lebensstilen und Geschmacksformen, ist auf der Grundlage der ausgewiesenen Daten meist nicht mehr zu entscheiden.

Abgesehen davon, dass man mittels Korrelationsanalysen keineswegs zwingend zu dem obigen Entstrukturierungsbefund gelangen muss,²¹² erscheint es grundsätzlich fraglich, ob sozialstrukturanalytische Befunde Auskunft darüber zu geben vermögen, ob wir es beim zeitgenössischen Menschen mit einem „Ensemble gesellschaftlicher Verhältnisse“ (Marx) zu tun haben oder – im Sinne der Vertreter der Individualisierungsthese – mit einem sozial voraussetzungslosen Existenz-, Identitäts- und Sinnbastler. Verdeutlichen lässt sich dies am Beispiel der „sozialen Vererbung“ des Berufs: Dass Kinder den gleichen Beruf wählen wie ihre Eltern, stellt mittlerweile zweifellos eher die Ausnahme als die Regel dar. Hieraus zu folgern, die Präferenz für einen bestimmten Beruf – oder gar „Identität“ schlechthin – bilde sich heute unabhängig von sozialen Ausgangsbedingungen und Interaktionen heraus, ist indes kurzsinnig. Zu derartigen Aussagen kann nur gelangen, wer – sozialisationstheoretisch vollkommen naiv – Sozialisation mit Konditionierung gleichsetzt. So ist mit der Individualisierungsthese denn auch *implizit* die absurde Aussage verbunden, Transmissionen zum Identischen seien – im Sinne Max Webers – auf „rein reaktive Nachahmung“, auf „ein dumpfes, in der Richtung der einmal eingelebten Einstellung ablaufendes Reagieren auf gewohnte Reize“²¹³ zurückzuführen, wohingegen im Falle von Transmissionen zum Differenten so etwas wie Sozialisation schon gar nicht erst stattgefunden habe.

Die Befunde der neueren Sozialstrukturanalyse lassen zweifellos den gültigen Schluss zu, dass sich der Zusammenhang zwischen „objektiven“ Bedingungen der Herkunft und „subjektiven“ Einstellungs- und Lebensführungsmustern heute um vieles komplizierter darstellt als noch zu Zeiten etwa der sogenannten „organisierten

211 Einen knappen Überblick über neuere Tendenzen in der Sozialstrukturanalyse geben Berger (1994) und Zerger (2000). Zerger spricht von einem „Paradigmenwechsel“ weg von Klassen- und Schichtkonzepten hin zu Milieu- und Lebensstilkonzepten, Berger gar von einer „Kulturalisierung der Sozialstrukturforschung“.

212 Vgl. exemplarisch die Arbeiten von Vester (2001) für Deutschland; Bourdieu (1987) für Frankreich; Lamprecht/Stamm (2000) und Rothböck et al. (1999) für die Schweiz. All diese Arbeiten dokumentieren, dass statistische Korrelationen zwischen Variablen der „sozialen Lage“ einerseits und Variablen des „Bewusstseins“ und des „Lebensstils“ andererseits sich immer noch nachweisen lassen.

213 Weber (1980, 13).

Moderne“.²¹⁴ Aus ihnen indes zu folgern, wir hätten es mittlerweile mit sozial voraussetzungslosen und vollständig „entbetteten“ Individuen zu tun, kommt einer Kapitulation soziologischen Denkens vor der zunehmenden Komplexität seines Gegenstands gleich. Oevermann formuliert dies wie folgt: „Der Individualisierungsbe- griff der unsäglichen Individualisierungstheorie meint nichts anderes als diese oberflächliche Kennzeichnung der gesellschaftlichen Entwicklung, die für eine verdinglichende Sozialkunde-Soziologie, die Tabellen des Statistischen Bundesamtes mit der Sozialstruktur der Bundesrepublik verwechselt, offensichtlich das Wichtigste ist. Wirklich ärgerlich wird diese Borniertheit aber dann, wenn der Wegfall klassischer Korrelationen zum einen mit der Auflösung von sozialen Strukturen („Entstrukturierung“) gleichgesetzt wird, wo doch nur andere, vielleicht kompliziertere an ihre Stelle getreten sind, und zum anderen der Verlust dieser vorgeblichen Stabilisierung sozialer Identität entweder mit Wahlfreiheit für das Subjekt oder mit Identitätsverlust mystifizierend gleichgesetzt wird (...).“²¹⁵

Dies hat dann auch zur Folge, dass sich der Beitrag der Individualisierungsthese zur Familiensoziologie nur unwesentlich von demjenigen des *Rational Choice*- Ansatzes unterscheidet. In beiden „Ansätzen“ wird die für die Familiensoziologie zentrale Frage, in welcher Weise aus dem Interaktionszusammenhang der Familie sozial handlungsfähige und mit sich identische Subjekte hervorgehen, systematisch ausgeblendet. Das Kind erscheint als eine abstrakte Ware, deren Nutzen gemäß Beck heute darin besteht, den „individualisierten“ Menschen nicht ganz alleine zu lassen: „Partner kommen und gehen. Das Kind bleibt.“²¹⁶ Zu Prozessen der Individuation innerhalb spezifisch zeitgenössischer Familien hingegen ist von den Vertretern der Individualisierungsthese an Substanziellem nichts in Erfahrung zu bringen. Zum einen ist dies darauf zurückzuführen, dass von ihnen – zumindest implizit – Sozialisation mit Konditionierung gleichgesetzt wird, sich in der theorieimmannten Perspektive eine Fokussierung von Individuierungsprozessen also von Beginn weg erübrigkt, und dass sie zum anderen die Familie als ein sich nach den Regeln der instrumentellen Vernunft konstituierendes Zweckbündnis konzipieren, was – nunmehr von außen betrachtet – die Fokussierung von Individuierungsprozessen verunmöglicht.

Um sich dem Sog, der von den aktuell verbreiteten Lobesfeiern auf eine Entsoziologisierung soziologischen Denkens ausgeht, in wirklich konsequenter Weise zu entziehen, erscheint es als sinnvoll, sich bei der Erforschung von Prozessen der Individuation sowie der intergenerationalen „Tradierung“ von Handlungsdispositionen

214 Zum Konzept der „organisierten Moderne“ siehe Wagner (1995), der sich begrifflich an Lash/Urry (1987) anlehnt.

215 Oevermann (2000:120ff.).

216 Beck (1986: 193).

und Bewusstseinsformen eines anderen Datentyps und anderer Analyseverfahren zu bedienen, als sie in der empirischen Sozialforschung immer noch mehrheitlich Verwendung finden. Denn auch die kompliziertesten multivariaten Modelle geben von sich aus noch keine Auskunft darüber, ob die errechneten Regressionen Konditionierungsverhältnisse abbilden oder ob der untersuchte Gegenstand möglicherweise ganz anders konstituiert ist als durch Konditionierung. Nur eine fallrekonstruktive Vorgehensweise auf der Basis nicht-standardisierter Daten ermöglicht es, intergenerationale Transmissionsverläufe als *Transformationsprozesse* aufzufassen – und zwar unabhängig davon, ob es sich bei ihnen statistisch gesehen um „Transmissionen zum Identischen“ oder „Äquivalenten“ oder aber um „Transmissionen zum Differenten“ handelt. Die fallrekonstruktive Vorgehensweise macht es nicht nur erst möglich, Verläufe, an deren Anfang und Ende weder identische noch äquivalente Daten stehen, auf das in ihnen spezifisch zum Tragen kommende Muster der Selektivität hin zu untersuchen. Sie hindert einen auch systematisch daran, vermeintlich Identisches reduktionistisch beispielsweise auf „rein reaktive Nachahmung“, genetische Vererbung, Konditionierung, kausale Verursachung oder – mystifizierend – die „Wiederkehr des Immergleichen“ zurückzuführen. Erbringt demgegenüber der empirische Sozialforscher etwa den statistischen Nachweis, dass das Ehescheidungsrisiko bei Scheidungskindern höher liegt als bei Nicht-Scheidungskindern,²¹⁷ vermag ihn einzig entweder der gesunde Menschenverstand oder eine ad hoc beigezogene Theorie davon abzuhalten, diesen Zusammenhang reduktionistisch etwa auf die Existenz eines Scheidungsgens oder auf dumpfe Nachahmung zurückzuführen. Verstehen – und dies frei von jeglicher Spekulation – könnte er den statistisch festgestellten Zusammenhang hingegen nur, wenn er ihn – allerspätestens in einem zweiten Schritt – fallrekonstruktiv zu erschließen versuchte.

In Anlehnung an Bertaux und Bertaux-Wiame²¹⁸ lässt sich von „Transmissionen zum Identischen“ dann sprechen, wenn mit Blick auf einen spezifisch interessierenden Sachverhalt – beispielsweise den Beruf, die Parteipräferenz, die bevorzugte Automarke oder Biersorte – bei Angehörigen der gleichen Familie über mehrere Generationen hinweg das identische Datum vorliegt. Demgegenüber liegt eine „Transmission zum Äquivalenten“ dann vor, wenn von den Vertretern der einzelnen Generationen ähnliche oder strukturell affine Daten realisiert werden – wenn also beispielsweise bezogen auf die Berufswahl aus der Bauernfamilie ein Futtermittel-

217 Vgl. etwa Diekmann/Engelhardt (1995).

218 Vgl. Bertaux/Bertaux-Wiame (1991). Die Unterscheidung zwischen „Transmissionen zum Identischen“ und „Transmissionen zum Äquivalenten“ wird auch von Hildenbrand (1998 und 2000) verwendet.

vertreter oder aus der Handwerkerfamilie ein Maschinenbauingenieur hervorgeht.²¹⁹ Eine „Transmission zum Differenten“, was bezogen auf sehr viele Untersuchungsgegenstände mittlerweile wahrscheinlich der statistisch häufigste Fall ist, liegt dann vor, wenn Identitäten, Affinitäten oder Strukturähnlichkeiten der obigen Art in den Daten nicht mehr ersichtlich sind. Die Unterscheidung dieser drei Grundmuster von Transmissionsverläufen eignet sich freilich ausschließlich zu heuristischen Zwecken. Inhaltlich ist sie gegenstandslos. Denn selbst im Falle von „Transmissionen zum Identischen“ lässt sich ja kaum davon ausgehen, dass die Vertreter der verglichenen Generationen hinsichtlich ihrer Gesamtkonstitution, aber auch hinsichtlich des als identisch erscheinenden Datums eine vollständige Kopie ihrer jeweiligen Vorgängergenerationen darstellen. In allen sozialen Transmissionsverläufen vollziehen sich immer mehr oder weniger tiefgreifende Transformationen – ganz gleich, ob am Ende der beobachteten Periode statistisch gesehen etwas Identisches (oder vermeintlich Äquivalentes) oder aber etwas Differentes steht. Dies röhrt von daher, dass Individuationsverläufe immer unter je besonderen Voraussetzungen ihren Anfang nehmen: die raum-, zeit-, kultur- und milieuspezifischen Bedingungen, unter denen sich das Individuum in den Geschichtsverlauf einklinkt und die ihrerseits das jeweils vorläufige Ergebnis eines kontinuierlichen, entwicklungs- und zukunftsoffenen Transformationsprozesses sind, bieten sich jedem Einzelnen – und dies nicht etwa nur „subjektiv“ – als je besondere dar. Man wird als Einzelner beispielsweise in ein Milieu mit spezifischen Sittlichkeitidealen, in eine Zeit mit spezifischen „Gegenwartsaufgaben“ oder auch nur schon in eine spezifische Familienkonstellation hineingeboren. Ausgehend von diesen Bedingungen, mit denen auch je besondere Potentiale der weiteren individuellen Entwicklung verbunden sind, gestaltet jede individuelle Lebenspraxis den weiteren Verlauf der Geschichte mit, so dass sich die Ausgangsbedingungen den nächstfolgenden Generationen wiederum als andere und neue darbieten. Die Auffassung, nur im Falle von „Transmissionen zum Identischen“ – oder allenfalls noch im Falle von „Transmissionen zum Äquivalenten“ – hätten sich die

219 Auswertungen des Schweizer Arbeitsmarktsurveys (siehe Jann 1999) zeigen etwa, dass sich im Zeitverlauf relativ konstant solche Transmissionen zum Äquivalenten nachweisen lassen. Personen, deren Väter im Banken- und Versicherungssektor tätig waren, wählen relativ häufig einen Beruf in den Bereichen Organisation, Verwaltung und kommerzielle Dienstleistungen. Von Personen, deren Väter in der Uhrenindustrie tätig waren, werden relativ häufig Berufe im Bereich der Metallverarbeitung sowie technische Berufe gewählt. Bei Personen, deren Väter in der chemisch-pharmazeutischen Industrie tätig waren, finden sich entsprechende Häufungen in den Bereichen Organisation und Verwaltung, Gesundheitswesen sowie Chemie- und Kunststoff-Industrie. – Diese nicht publizierten Auswertungen wurden von Wojtek Przepiorka am Institut für Soziologie der Universität Bern durchgeführt.

Bedingungen der Herkunft auf den individuellen Bildungsverlauf ausgewirkt,²²⁰ operiert ohne Geschichte, d.h. ohne eine Vorstellung bedingter Entwicklungsoffenheit.

Marx fasste diesen Sachverhalt bekanntlich wie folgt: „Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen.“ Dies impliziert, dass selbstverständlich auch im Falle von Transmissionen zum Differenten das Neue nicht einfach vom Himmel fällt. Es ist das Ergebnis konstruktiver Leistungen. Diese Leistungen unterliegen freilich Regeln der Anschließbarkeit oder der Nicht-Anschließbarkeit und es kann ihnen über längere Perioden hinweg ein relativ stabiles Muster der Selektivität inhärent sein. Auf Letzteres spielt Marx an, wenn es bei ihm weiter heißt: „Die Tradition aller toten Geschlechter lastet wie ein Alp auf dem Gehirne der Lebenden. Und wenn sie eben damit beschäftigt scheinen, sich und die Dinge umzuwälzen, noch nicht Dagewesenes zu schaffen, gerade in solchen Epochen revolutionärer Krisen beschwören sie ängstlich die Geister der Vergangenheit zu ihrem Dienste herauf, entlehnern ihnen Namen, Schlachtparole, Kostüm, um in dieser altehrwürdigen Verkleidung und mit dieser erborgten Sprache die neue Weltgeschichtsszene aufzuführen.“²²¹

220 Mir scheint, dass diese Auffassung implizit auch den Forschungen von Bertraux/Bertaux-Wiame (1991) sowie von Hildenbrand (1998 und 2000) zugrunde liegt.

221 Marx (1996, 34).